

„Partizipative Forschung: Wer partizipiert an Was mit Welchen Rechten?“

Jarg Bergold
- Ausführliche Version -

Welcher Gegenstand soll erkannt werden?

In diesem Workshop soll es meine Aufgabe sein, die Diskussion über partizipativen Forschungen anzuregen und vielleicht etwas zur Klärung der unterschiedlichen Vorstellungen beizutragen. Inzwischen gibt es viele verschiedene Formen von Forschung, die sich dem Bereich der partizipativen Forschung zuordnen. Darüber hinaus gibt es ebenfalls verschiedene Formen der Forschung, in denen Betroffene eine dominante Rolle einnehmen. Um die Unterschiede diskutieren zu können, bedarf es meiner Ansicht nach eines Rückgriffs auf die Grundlagen. Dies will ich heute ansatzweise versuchen.

In jeglicher Art von Forschung geht es um das Gewinnen von Erkenntnissen über einen Erkenntnisgegenstand. Damit sind wir mit den Grundfragen der Erkenntnistheorie konfrontiert. Welchen Status hat das, was wir zu erkennen meinen? Ist es eine Illusion, eine Trugbild, das uns auf der Wand der Höhle in Platos Höhlengleichnis vorgegaukelt wird, „die“ Realität usw.. In diesen erkenntnistheoretischen Grundfragen unterscheiden sich die verschiedenen Forschungsansätze erheblich.

Zumindest ist in der umfangreichen Diskussion in der Erkenntnistheorie deutlich geworden, dass „der“ Gegenstand nicht so einfach zu bestimmen ist (Breuer 2003). Auf die umfangreichen Diskussionen will ich hier nicht ausführlicher eingehen. Ich möchte nur darauf verweisen, dass mir bei sozialwissenschaftlicher Forschung eine Auffassung weiterführend zu sein scheint, die als kritischer Realismus bezeichnet wird. Das bedeutet, dass zwar reale Gegenstände im Außen angenommen werden, dass diese aber von den einzelnen Erkennenden durchaus unterschiedlich wahrgenommen werden.

Das bedeutet, dass zu jeder Erkenntnis das jeweils erkennende Subjekt gehört, jegliche Erkenntnis also subjektgebunden, man kann auch sagen „subjektiv“ ist, dass also die Beziehung zwischen erkennendem Subjekt und Gegenstand ebenfalls Teil der Erkenntnis ist.

Eine weitere Komplikation besteht darin, dass die Gegenstände nicht nur verschieden wahrgenommen werden, sondern dass sich bei den erkennenden Personen auch Vorstel-

lungen über unterschiedliche Gegenstände herausbilden. Hieraus ergibt sich, dass verschiedene Erkennende auch verschiedene Gegenstände erkennen und dass sie darüber kommunizieren müssen und nicht die eigene Gegenstandsauffassung absolut setzen dürfen. Die Vorstellung, dass es eine „objektive“ Erkenntnis gäbe, hat sich also als Illusion herausgestellt.

Fazit: Erkenntnis ist an die spezielle Beziehung zwischen erkennendem Subjekt und Gegenstand gebunden.

Dies führt zur Frage: Wer erkennt? - oder anders ausgedrückt:

Wer ist das Erkenntnissubjekt?

Aus der Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung des gleichen Gegenstands ergibt sich, dass Erkenntnis immer spezifisch für einen Erkennenden ist und durch ihn geprägt wird. Dabei wird die unterschiedliche Wahrnehmung durch unterschiedliche Faktoren bedingt. Breuer et al. (2018, 39) haben dies im folgenden Satz zusammen:

„Wahrnehmung ist selektiv und täuschungsanfällig in vielerlei Hinsicht. Sie muss – wenn wir die erkenntnistheoretische Wirklichkeitsfrage selbst-/kritisch stellen – hinterfragt und überprüft werden.“

Forschung ist also immer eine Interaktion, eine Beziehung zwischen einem erkennenden Subjekt und einem Erkenntnisgegenstand. Das bedeutet, dass die Beziehung zwischen diesen beiden von besonderer Bedeutung für die Erkenntnis ist. Dies gilt vor allem, wenn der „Erkenntnisgegenstand“ eben gerade nicht ein materieller „Gegenstand“, sondern ein anderer Mensch, ein anderes Subjekt ist.

Mit der Frage nach dem Erkenntnissubjekt ist aber noch eine zweite gleichfalls grundsätzliche Frage verbunden, nämlich diejenige nach dem Entwicklungssubjekt, d.h. wer kann sich im Laufe des Forschungsprozesse entwickeln (d.h. sein Wissen, seine Weltsicht, sein Können usw.)? Auch dieser Frage werde ich im Weiteren nachgehen, denn nur bei einer aktiven Teilnahme im Rahmen eines Empowermentprozesses können die Beteiligten sich entwickeln.

Ich möchte hier zunächst festhalten:

Es ist für die Art der Erkenntnis ganz entscheidend, wer die Forschung initiiert, plant und durchführt.

3 Positionen der Beziehung zum Forschungsgegenstand

Folgerichtig haben Reason & Bradbury (2001, p. xxvi) drei Forschungstypen hinsichtlich der Position, welche die Forschenden im Forschungsprozess gegenüber dem Gegenstand einnehmen, voneinander unterschieden. Diese Unterscheidung impliziert auch eine unterschiedliche Typisierung der forschenden Personen.

A. Forschung in der dritten Person:

Hier geht es um Forschung über „ihn“ oder „sie“, also objektivierende Forschung im Sinne der nomothetischen Forschung. Erkenntnissubjekte sind hier die akademisch ausgebildeten Wissenschaftler*innen. Ihr Blick (ihre Deutung) entscheidet nach den Kriterien „der Wissenschaft“. Sie sind auch die Entwicklungssubjekte.

Der Gegenstand der nomothetischen Forschung ist als ein komplexes, möglichst mathematisch zu beschreibendes System zu bestimmen, dessen innerer und äußerer Zusammenhänge erforscht werden müssen. Ergebnisse können Voraussagen über das Verhalten des Systems in seiner Umwelt oder umgekehrt Konsequenzen von Umwelteinflüssen auf das System sein, etwa in der Art: Wenn dem System (Mensch) eine spezielle Substanz verabreicht wird, werden Zustände wie Angst, Depression usw. vermindert.

B. Forschung in der zweiten Person:

Damit wende ich mich der partizipativen Forschung zu, meinem Hauptthema. Hier ist mir zunächst eine Feststellung wichtig, die sich aus den obigen Überlegungen ergibt:

Der Begriff der "partizipativen Forschung" bezeichnet keine eigenständige Methode, sondern eine andere Grundeinstellung gegenüber Forschung.

Hier handelt es sich nicht mehr um eine objektivierende Forschung, sondern um Forschung, die ein Du einbezieht, das in Beziehung zu mir steht. Es handelt sich um „Wir-Forschung“. Das bedeutet, dass an allen Entscheidungspunkten im Forschungsprozess immer wieder die Frage aufgeworfen werden muss, inwieweit und in welcher Form welche Akteure und Praktiker/innen als Expert/innen ihrer sozialen Lebenswelt am Forschungsprozess als Forschungspartner partizipieren können. Im Idealfall entscheiden alle Forschungspartner gemeinsam in einem Einigungsprozess darüber, was, wie gemacht wird und welches Ergebnis gemeinsam akzeptiert wird.

Aus der interaktionellen Konzeption von Forschung ergibt sich auch das spezielle Wissenskonzept der partizipativen Forschung, das sich mit Gaventa & Cornwall (2001) in den folgenden drei Punkten zusammenfassen lässt:

1. Diejenigen, welche von der Forschung betroffen sind, sollen auch bei ihrer Produktion beteiligt sein. Es geht um eine Demokratisierung und die Rückgewinnung der Macht von den Experten.
2. Wissen ist sozial konstruiert und eingebettet und daher sind Forschungsansätze angemessen, die soziale Gruppen und Kollektive in die Analyse einbeziehen.
3. Es gibt verschiedene Formen des Wissens. Fühlen und Handeln sind eben so wichtig wie Kognitionen und Rationalität.

Letzterer Punkt hat sehr viele Konsequenzen für Forschungsmethoden

Gegenstand der Forschung in der zweiten Person ist ein vielfältiger, sozialer Gegenstand, der aus vielen Perspektiven betrachtet wird. Er umfasst auch die Erfahrungen, das Leid, die Wünsche usw. der Beteiligten, soweit sie kommuniziert werden. Indem ich den Anderen frage, was er erlebt, kann ich über mein Erleben nachdenken - immer mit dem Bewusstsein, dass es nicht das Gleiche ist, auch wenn wir die gleichen Worte benutzen.

Entwicklung kann in diesem Fall bei allen Beteiligten stattfinden, abhängig von dem Grad der aktiven Teilnahme am Prozess.

Hieraus ergeben sich Chancen, aber auch Herausforderungen an die Beteiligten. Wann immer mehrere Subjekte gemeinsam forschen, treffen unterschiedliche Perspektiven und Interessen aufeinander. Durch die Unterschiedlichkeit der Erkennenden entsteht vor allem die Notwendigkeit, die jeweilige Position und den jeweiligen Hintergrund transparent zu machen.

Als grundlegende Merkmale von partizipativer Forschung und als Herausforderung sind daher Reflexion und Transparenz zu fordern

Das bedeutet, dass im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder neu reflektiert werden muss. Es bedarf der Reflexion

1. der personalen, lebensgeschichtlichen Voraussetzungen, die jede*r mitbringt
2. der sozialen Beziehungen unter den Forschungspartner/innen
3. des Forschungsprozesses
4. des sozialen, politischen und gesellschaftlichen Kontexts (kontextuelle Reflexion im Sinne von Bourdieu (2002))

Ich will nun zumindest drei Themenfelder aufzeigen, in denen die Reflexion der Beziehung zwischen den erkennenden Menschen und den von ihnen konstruierten Gegenständen von besonderem Bedeutung ist.

Dabei wird es für die weitere Diskussion wichtig sein, nicht nur die offensichtlichen Einflussfaktoren in die Überlegungen einzubeziehen, sondern vor allem auch diejenigen, die im Hintergrund wirken und meistens unsichtbar bleiben.

Forschung wird durch Interessen und Werte geleitet.

Dies klingt zunächst fast banal, wird aber trotzdem häufig abgestritten, bzw. hinter wissenschaftlichen oder ökonomischen Argumenten versteckt. Die wissenschaftliche Diskussion ist voll von solchen Argumenten, hinter denen sich zum Beispiel die Interessen von wirtschaftlichen Gruppierungen wie der Pharmaindustrie oder dem Waffenlobby verbergen. In der Wissenschaft wird gerne die Ausrichtung an der so- genannten „herrschenden Lehre“ verlangt. Dahinter verbergen sich auch Interessen von etablierten Fachbereichen an den Universitäten oder großen Forschungsinstitutionen, die den Zugang zu staatlichen Forschungsgeldern kontrollieren wollen, oder weltanschauliche oder politische Ideologien. Aber auch im Alltag treffen sich Menschen mit unterschiedlichen Interessen, die oft nicht explizit ausgesprochen werden, die aber das Handeln und Fühlen in der Situation prägen.

Fazit: Das Offenlegen der Interessen und Werte der Beteiligten ist daher grundlegende Forderung an Forschung und insbesondere an partizipative Forschung.

Macht ist das Mittel der Durchsetzung von Interessen und sie ist, wie Foucault (2005) festgestellt hat, immer und überall vorhanden. Macht lässt sich demnach nicht auflösen, sondern sie muss reflektiert und offengelegt werden. Sie wird dann problematisch, wenn sie bewusst oder im Hintergrund unsichtbar zur Durchsetzung der Interpretation eines Subjekt oder einer Gruppierung genutzt wird. Dann stockt der Fluss der Kommunikation und des Austauschs unterschiedlicher Positionen. Der Gegenstand wird nur aus dieser einen Position heraus definiert. Es ist also zu fragen, wie Interessen auf der Basis von Macht durchgesetzt werden?

Macht wirkt in vier unterschiedlichen Formen auf das Handeln und das Bewusstsein der Beteiligten ein (Gaventa & Cornwall 2001). (1) Mächtige können durch sichtbare Gewalt, aber auch durch Expertise Einfluss ausüben. (2) Sie können auch ihr Wissen nutzen, um Themen und Handelnde von der Verhandlungsarena fernzuhalten, indem sie z.B. die öffentliche Diskussion beeinflussen. In diesen beiden Fällen wird die Macht noch sichtbar.

Schwerer zu erkennen und damit auch zu reflektieren sind die nächsten beiden Formen. (3) Die Kontrolle des Wissens können Mächtige auch nutzen, andere Themen als die ihnen aus dem Bewusstsein der Menschen auszuschließen, es scheint in diesem Fall also keinen Konflikt zugeben. (4) Als Letztes sollte man sich angeregt durch Foucault bewusst machen, dass Macht als Netzwerk von sozialen Rahmen zu verstehen ist, welches das Handeln aller Akteure behindert oder ermöglicht. Macht ist allgegenwärtig und muss immer analysiert werden.

Bei der Entwicklung und im Verlauf von partizipativen Forschungsprojekten ist also zu fragen, in welcher Weise die Machtstruktur das Teilnehmen von Menschen an Entscheidungen und Aktionen erlaubt, verhindert oder unterdrückt, und welche Position die Akteure in dieser Machtstruktur einnehmen, über welche Machtressourcen sie verfügen oder welche ihnen ermangeln.

Fazit: Während des gesamten Forschungsprozesses muss die Machtstruktur auf den verschiedenen Ebenen immer wieder reflektiert werden.

Die Mitkonstruktion des Gegenstands durch die Methode

Ein weiterer, verborgener Einflussfaktor, der das Verständnis vom Gegenstand prägt, sind die bei der Forschung verwendeten Methoden. Sie sind die Instrumente, mit deren Hilfe der Gegenstand abgetastet wird. Die Erkennenden nutzen die Methoden, um sich ein Bild vom Gegenstand zu machen. Durch die Methoden, die zu seiner Erforschung benutzt werden, wird der Gegenstand mitkonstruiert. Bei der Verwendung von unterschiedlichen methodischen Ansätzen werden auch unterschiedliche Gegenstände und damit auch unterschiedliche Erkenntnis über die Welt entstehen.

Dies im Blick zu behalten wird wichtig, wenn wir im nachfolgenden die verschiedenen Forschungsparadigmata betrachten. Denn selbst wenn Experten „nur“ zur Methodenberatung hinzugezogen werden, erhalten sie über die Auswahl der Methode auch die Macht über das Verständnis des Gegenstands, wobei letzteres meist verborgen bleibt.

Fazit: Die zugrunde liegenden Annahmen der genutzten Methoden müssen offengelegt werden. Vor allem ist zu fragen, wie die Methode den Untersuchungsgegenstand prägt.

C. Forschung in der ersten Person:

Die Forscher*innen wollen ihr eigenes Leben untersuchen, sie wollen bewusst handeln, sorgfältig auswählen und während des Handelns die Effekte in der Umwelt einschätzen. Mit dieser Art von Forschung wird „Untersuchen“ mehr und mehr Teil von alltäglichem Handeln. Es handelt sich tatsächlich um „Ich-Forschung“. Die Sicht und das Empfinden der unmittelbar betroffenen Menschen bestimmen den Gegenstand. Er wird durch die Erfahrung und das Leid der Betroffenen geprägt, aber auch durch die jeweiligen Ziele und Veränderungswünsche.

Ich gehe hier nicht weiter auf diesen Forschungstypus ein, da wir darüber im Verlauf der Sitzung anhand der Projekte noch ausführlicher diskutieren werden und da damit partizipative Forschung in einen neuen Zustand umschlägt, die Selbstorganisation.

Die Beziehung der Teilnehmer bei unterschiedlichen Forschungskonzeptionen

Auf der Grundlage der vorausgehenden Überlegungen können wir nun beginnen, die verschiedenen Forschungskonzeptionen näher zu kennzeichnen. Wie bereits festgestellt, ändern sich die Forschungskonzeptionen abhängig von einer immer stärker werdenden Beziehung bzw. Bezogenheit zwischen Forschenden und dem „Gegenstand“ der Forschung.

A. Das gilt auch für die klassisch nomothetische Forschung, bei der zwar der Anspruch auf totale Kontrolle besteht, bei der die untersuchten Objekte aber doch insofern kooperieren müssen, als sie auf die Versuchsanordnung reagieren oder auf die Fragen eines Fragebogens antworten müssen.

Interessanterweise kann man dies sogar für Experimente mit Ratten zeigen, wie ich in meiner Frühzeit als Experimentator feststellen konnte. Unterschiede in dem sog. „Handling“ der Tiere vor Versuchsbeginn führen zu unterschiedlichen Ergebnissen: Werden sie z.B. gestreichelt und dann vorsichtig in den Versuchskäfig gesetzt, erhält man andere Ergebnisse als wenn sie einfach mit Hilfe einer Zange eingesetzt werden. Also auch hier spielt die Beziehung zwischen den Partnern eine Rolle.

Im Bereich der Medizin wird die Bedeutung der Zusammenarbeit im Begriff der „Compliance“¹ sichtbar. Besonders deutlich und pervers wird dies neuerdings bei der Entwicklung von sogenannten „smart pills“. Dort ersetzt die Kontrolle die Beziehung.

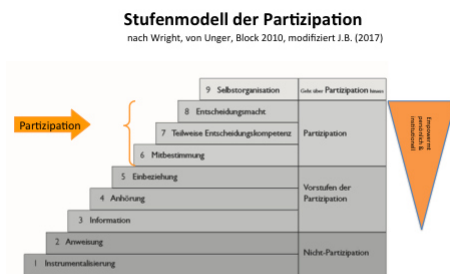
Der „Tagesspiegel“ berichtete am 21.11.2017 über die Entwicklung sogenannter „digitaler Pillen“, mit deren Hilfe kontrolliert werden kann, ob ein Patient seine Pille eingenommen hat oder nicht. Perverserweise wurde die erste dieser Pillen von dem Arzneimittelhersteller Otsuka für das Antipsychotikum Abilify entwickelt, das zur Behandlung von Schizophrenie und schwerer Depression benutzt wird.

B. Bei einer Zunahme der Beziehung im Sinne einer Teilnahme gelangen wir in das Feld der partizipativen Forschung. Partizipative Strategien zielen auf einen gemeinsamen Er-

¹ „Im Allgemeinen versteht man unter Compliance das Verhalten des Patienten im therapeutischen Prozess. Mangelnde Compliance bedeutet, dass der Patient die Vorschriften der Therapie nicht einhält. Als diesbezüglich wesentlichstes Ereignis wird der Therapieabbruch angesehen.“ (Metzler & Krause 1997, 61)

kenntnisprozess der Forschungspartner*innen, der über Kommunikation gesteuert wird (Kemmis et al. 2014).

Am Stufenmodell der Partizipation (Wright, von Unger, Block 2010 modifiziert) werden die Übergänge sichtbar.



Bei der partizipativen Forschung im engeren Sinn nehmen die Rechte aller Teilnehmer*innen bei den Entscheidungen im Forschungsprozess immer mehr zu, so dass im Idealfall professionell Forschende und Forschungspartner*innen miteinander die Entscheidungen im Forschungsprozess auf Augenhöhe fällen. Gleichzeitig mit der Zunahme der Partizipation, die ja die aktive Teilnahme aller Beteiligten bedeutet, nimmt auch das Empowerment auf einer persönlichen, aber auch auf einer institutionellen Ebene zu. Ersteres bedeutet Entwicklung der Persönlichkeit im Prozess und letzteres die Veränderung der institutionellen Bedingungen durch die Teilnehmenden.

Ob es zu diesen Veränderungen kommt, ist allerdings das Ergebnis eines komplexen Prozesses, der durch Kommunikation, (Selbst)-Reflexion und Transparenz erst ermöglicht und geprägt wird. Dabei müssen diese drei grundlegenden Aktivitäten immer wieder neu an jedem Entscheidungspunkt des Prozesses gemeinsam durchlaufen werden.

Grob lassen sich diese Entscheidungsphasen im Forschungsprozess in folgender Weise gliedern (Breuer et al. 2011, S.441):

- Positionieren und Agieren im Feld, Interaktionen mit den Feldmitgliedern
- Themenwahl und Fokussierung von Feld-/Untersuchungsaspekten
- Methodenzuschnitt und Datengewinnung
- Dokumentation
- Auswertung und Interpretation – Konzeptualisierungsentscheidungen
- Darstellung, Präsentation

In der nachfolgenden Grafik wird dieser Prozess in seinem Ablauf dargestellt:



Mit meinem Kollegen Stefan Thomas und Studierenden der FU-Berlin habe ich versucht, einen solchen Prozess konkret in einem Obdachlosenheim umzusetzen. Wir hatten von der Heimleitung den Auftrag bekommen, im Rahmen eines partizipativen Forschungsansatzes das Heim zu untersuchen. Wobei zunächst die Fragestellung offen war und gemeinsam erarbeitet werden sollte. Dabei sollten die drei Hauptgruppen, die Bewohner*innen des Obdachlosenheims, die Mitarbeiter*innen des Heims und die Gruppe der Forschenden miteinander auf Augenhöhe diskutieren können.

Als Rahmen für den Multilog dienten uns Forschungsworkshops an denen alle Beteiligten teilnahmen. Dort wurden die Forschungsziele erarbeitet und es fand die Vorbereitung für die Datenerhebung und Auswertung statt. Wir entwickelten gemeinsam einen Interviewleitfaden, trainierten Interviewsituationen und überlegten verschiedene Auswertungsmöglichkeiten. Die Interviews wurden dann von Paaren von Interviewer*innen durchgeführt, von denen immer ein*e Partner*in aus dem Heim und die/der Andere aus der Gruppe der Forschenden war.

Sicherer Raum als Voraussetzung für Reflexion

Mit diesem Beispiel komme ich auf eine weitere Voraussetzung für partizipative Forschung. Um Offenheit zu ermöglichen, bedarf es eines geschützten Raums, in dem die Teilnehmer*innen das Vertrauen haben können, dass ihre Äußerungen nicht gegen sie verwendet werden und ihnen keine Nachteile erwachsen, wenn sie auch kritische und abweichende Meinungen äußern. Dabei kann es nicht darum gehen, einen konfliktfreien Raum herzustellen, sondern es sollte sichergestellt werden, dass die offengelegten Konflikte gemeinsam diskutiert und je nachdem gelöst oder zumindest als unterschiedliche Positionen akzeptiert werden können und dass eine gewisse Konflikttoleranz entsteht.

Ein solcher Raum ist auch wichtig, damit die Teilnehmer*innen sich in der Gruppe aufgehoben fühlen, d.h. auch emotionale Bedürfnisse müssen in der Gruppe geäußert und akzeptiert werden können (WICKS und REASON 2009).

Die Bedingungen für Sicherheit wandeln sich, je nachdem welche Gefahren, welchen Personen für welche Aspekte ihrer Persönlichkeit drohen. Das bedeutet, dass die Merkmale eines sicheren Raums im konkreten Fall nur ebenfalls im Gespräch miteinander bestimmt werden können - einige allgemeine Merkmale gibt es allerdings. Die Sicherheit des Raums muss außerdem im Verlaufe des Forschungsprozesse immer wieder überprüft und ev. neu hergestellt werden, da jede Phase im Prozess immer wieder neue Herausforderungen an die Teilnehmer*innen stellt.

Die Diskussion um die Bedeutung des sicheren Raums hat in den letzten Jahren unter Stichworten wie „communicative space“ (WICKS und REASON 2009), counter public (DENTITH et al. 2012) oder discursive approach (COOK 2012) stark zugenommen.

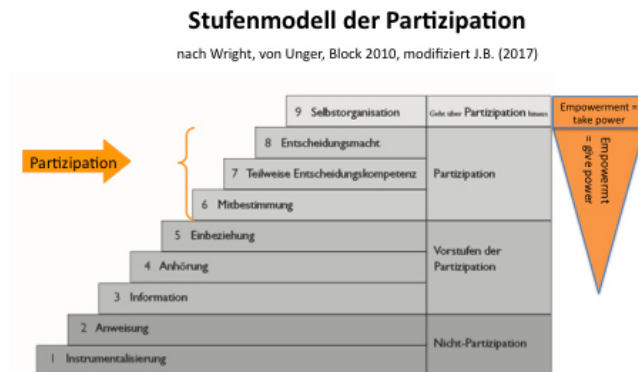
Fazit: Die Herstellung eines sicheren Raums ist eine kontinuierliche Aufgabe im Laufe des Forschungsprozesses, die viel Bereitschaft, sich darauf einzulassen, und vieler Anstrengungen bedarf.

Die Grundannahmen der partizipativen Forschung möchte ich nochmals mit den folgenden Punkten zusammenfassen (Bergold & Thomas 2017):

- auf der „erkenntnisbezogenen“ (epistemologischen) Ebene wird Kritik an dem gängigen, positivistischen Wissenschaftsmodell geäußert;
- unter der „lebensweltlichen“ Perspektive wird die Eigenstrukturiertheit von Alltag und Praxis betont;
- vor dem Hintergrund eines „humanistischen“ Menschenbildes wird auf individuelles Wachstum und Selbstverwirklichungspotenziale verwiesen;
- auf einer „politischen“ Ebene wird die Frage nach gerechten Lebensverhältnissen, sozialer Teilhabe und demokratischen Einflussmöglichkeiten in den Vordergrund gestellt.

C. Mit der Betroffenen - kontrollierte Forschung, bei der die Betroffenen selbst an allen Entscheidungspunkten des Forschungsprozesses die Entscheidungen treffen, beginnt ein neuer Forschungsstil, der sich grundsätzlich von den beiden vorhergehenden unterscheidet. Die Partizipation schlägt in die Selbstorganisation um. Damit entsteht auch ein neuer

Blick auf den Forschungsgegenstand und damit, wie bereits erörtert, auch ein neuer Gegenstand.



11

Antrieb für diesen Umschlag ist ein zunehmendes Empowerment der Teilnehmenden, das sich im Prozess ebenfalls wandelt, nämlich von einem „give power“ zu einem „take power“ (Miryam Mager 1994²). In ähnlicher Weise fordert Ross (2017³) ein anderes, nicht von den Forschenden initiiertes Empowerment.

Da, wie schon gesagt, in den folgenden Beiträgen Beispiele von Betroffenen-kontrollierter Forschung diskutiert werden, will ich nicht ausführlicher darauf eingehen. Das wird sich sicherlich in der Diskussion ergeben. Mit dem Umschlag ergeben sich auf alle Fälle ganz neue Möglichkeiten, aber auch Probleme, die spannende Themen für die weiteren Erörterungen bieten. Sicherlich sind meiner Meinung nach viele Punkte, die ich vorher erörtert habe, weiter relevant aber doch gleichzeitig verschieden.

- Es handelt sich weiterhin um einen Multilog zwischen den Teilnehmenden mit all seinen Chancen und Gefährdungen, mit denen umgegangen werden muss.
- Die gegenstandsdefinierende Macht der Methoden bleibt bestehen und muss reflektiert werden. Wie eine solche Reflexion stattfinden kann, hat z.B. Ross (2017) hinsichtlich der Interviewsituation vorgeführt.
- Die Rolle der professionell Forschenden ist genauer zu betrachten, die nun nicht mehr als Forschende sondern als Beratende fungieren. Es wird beispielsweise die Frage virulent: Inwieweit transportieren sie bei der Methodenberatung ihre Gegenstandsauffassung?

² *Ein Fall von Empowerment in Minas Gerais*

³ „...re-positioning what is "empowering" not as researcher-initiated, but as a collective process that is defined jointly by researchers and participants—...“ Ross 2017 [36]

- Welchen Einfluss hat die akademische Ausbildung, wenn professionelle Betroffene als Forschende fungieren? Sie tragen ja auch noch ihre akademischen Eierschalen mit sich herum. Wie kann das reflektiert werden?

Zum Abschluss möchte ich nochmals betonen, dass die drei diskutierten Formen von Forschung selbstständig sind und sich nicht einfach ineinander überführen lassen. Die Ergebnisse sind notwendigerweise unterschiedlich. In allen drei Fällen handelt es sich um Bemühungen, Erkenntnisse über einen „Gegenstand“ zu gewinnen. Wenn es richtig ist, dass mit jedem Ansatz auch unterschiedliche Gegenstände konstruiert werden, dann wird es notwendig etwas darüber auszusagen, in welchem Verhältnis diese Gegenstände zueinander stehen, ob sie sich in irgendeiner Weise zusammenführen lassen, ob sich aus ihrem Vergleich weitere nützliche Erkenntnisse gewinnen lassen, ob sie einander widersprechen, sich ergänzen usw..

Wenn eine solche Diskussion in einem sicheren Raum ohne oder zumindest mit reflektierten Machtpositionen erfolgt, dann könnte dies zu einem erheblich Gewinn für Alle führen. Ich möchte hier eine Metapher von Gregory Bateson nützen, nämlich den Übergang vom mono-okularen zum bi-okularen Sehen. Mit diesem Übergang entsteht eine neue Dimension, der Raum. Das untersuchte „Objekt“ wird voller und tiefer erfasst und es lassen sich daraus vielleicht ganz neue Erkenntnisse und praktische Möglichkeiten gewinnen.

Literaturverzeichnis

- Bergold, Jarg, & Hermann, Anja (2006). *Participatory strategies in Community Psychology research. Methodological considerations*. Paper presented at the Sixth European Conference on Community Psychology, Opole Poland.
- Bergold, Jarg, & Thomas, Stefan. (2017). Partizipative Forschung in der Psychologie. In Günter Mey & Katja Mruck (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (Vol. DOI 10.1007/978-3-658-18387-5_25-1). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Breuer, Franz, Mey, Günter, & Mruck, Katja (2011). Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl.) (S. 427-448). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Breuer, Franz, Muckel, Petra, & Dieris, Barbara. (2018). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis* (pp. 457).
- Bourdieu, Pierre. (2002). *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Cook, Tina (2012). Where participatory approaches meet pragmatism in funded (health) research: The challenge of finding meaningful spaces. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(1), Art. 18, <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201187>.
- Dentith, Audrey M.; Measor, Lynda & O'Malley, Michael P. (2012). The research imagination

- amid dilemmas of engaging young people in critical participatory work. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(1), Art. 17, <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201176>.
- Michel Foucault (2005). *Subjekt und Macht*, in: Michel Foucault: *Analytik der Macht*. Frankfurt am Main, 240–263
- Gaventa, John, & Cornwall, Andrea. (2001). Power and knowledge. In P. Reason & H. Bradbury (Eds.), *Handbook of action research : participative inquiry and practice* (pp. 70-80). London: Sage.
- Kemmis, Stephen, McTaggart, Robin, & Nixon, Rhonda. (2014). *The Action Research Planner. Doing Critical Participatory Action Research*. Singapore: Springer.
- Mager, M. (1994). *Ein Fall von Empowerment in Minas Gerais/São Paulo-Brasilien. Im Spannungsfeld der Debatte um Moderne und Postmoderne*. Regensburg: S. Roederer.
- Metzler, Peter, & Krause, Bodo. (1997). Methodischer Standard bei Studien zur Therapieevaluation. *Methods of Psychological Research Online*, 2(1, <http://www.pabst-publishers.de/mpr/>).
- Reason, Peter, & Bradbury, Hilary (Eds.). (2001). *Handbook of action research : participative inquiry and practice*. London: Sage.
- Ross, Karen. (2017). Making Empowering Choices: How Methodology Matters for Empowering Research Participants [36 paragraphs]. . *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 18(3), Art. 12, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-17118.17163.12791>.
- Wicks, Patricia Gayá, & Reason, Peter (2009). Initiating action research: Challenges and paradoxes of opening communicative space. *Action Research*, 7, 243-263.
- Wright, Michael T., von Unger, Hella, & Block, Martina. (2010). Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In Michael T. Wright (Ed.), *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention* (pp. 35-52). Bern: Verlag Hans Huber.